Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 11 (2004)
Heft: 126

Artikel: In Indien zum Beispiel
Autor: Bossart, Rolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885333

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAZWISCHEN ETWAS MUSIK II

Kopf (In The Name Of Love)
Ein Pantograf, das wissen junge Leute aus dem Angeber-Workshop, ist jene Vorrichtung auf dem Zugdach, die den Strom von den Fahrleitungen abgreift. Natürlich sind auch Trams mit Pantografen ausgestattet, also schieben die Wagen beim Vorbeirötteln auch ein elektrisches Feld vor sich her. Dieses wiederum erzeugt seltsame Interferenzmuster mit den Gehirnströmen der wartenden Nahverkehrsteilnehmer. Oder wie sonst ist es zu erklären, dass einem an der Haltestelle plötzlich das tranige «Don't You Want Me, Baby?» durch die Synapsen flutscht?
Um solchen zerebralen Fehlfunktionen Einhalt zu gebieten, lenkt man sich am besten mit dem Memorieren schwieriger Songtexte ab. Spätabends, wenn die Trams nur noch in geringer Frequenz zirkulieren, empfiehlt sich die Selbstabfrage des Stücks «Stuck Inside Of Mobile (With That Memphis Blues Again)», das ungezählte Strophen enthält. Aber genau aus Gründen der Haltestellenzerstreuung hat es der Dylanbob in den Sechzigerjahren geschrieben. Als lautmalerische Alternativen kann man sich auch den Text des ehemaligen Mr. President-Sommerhits «Coco Jambo» durch den Kopf gehen lassen («Ya ya ya coco jambo, ya ya yeah») oder die Babysprech-Hymne «Dee Doo Doo Doo» aus dem Police-Hauptquartier.
Manchmal, aber nur manchmal, schieben sich jedoch anstelle pantografierter Metallboxen schöne Menschen durch das Blickfeld des Wartenden. In diesem Fall sind natürlich jubilierende Takte und wohlwollende Zeilen angesagt. Der Klassiker schlechthin stammt dabei aus der Feder des traurigen Hank Williams, der ausnahmsweise mal sein dunkles Herz pochen liess, als er sich «Hey Good Lookin'» ausdachte. Jüngere Standards dieser Disziplin stammen etwa von Guided By Voices («Hey hey glad girls, only wanna get you high – and they're allright»), Ausnahmegitarrist und Talkbox-Gott Peter Frampton («Show Me The Way») oder – wenns denn wirklich hoch zu und her geht – von den Supremes. Und so sitzen sie dann dort und denken sich, was sie niemals laut zu singen wagten: «Stop (In The Name Of Love)»

Philippe Amrein, 1976, ist Redaktor der Musikzeitschrift Loop und lebt in Zürich.

Der flüssige Wartesaal
«Der Regen klopft ans Fenster, typisch Herbst / Und weil alles getan ist, trinken wir ein Bier.» So begann der Berliner Liedersänger Funny Van Dannen vor Jahren seinen Song «Naturfilme». Gültige Worte aus der ehemaligen Frontstadt, doch wenn dann wirklich mal alles getan ist, steht wieder ein Warteblock auf dem Programm, bevor die gekühlte Hicksvorlage schliesslich vor dem fleissigen Feierabendtrinker steht. Eine unangenehme Auszeit, die man sich verkürzt, indem der CD-Wechsler im Kopf in den Shuffle-Modus geschaltet wird.
Aber eben, der Zufall ist ein fieser Freund, der den Laserstrahl natürlich auf seltsames Liedgut lenkt. Ohne Vorwarnung lässt er in der Schädelschale plötzlich die synthetischen Fanfaren von «YMCA» erschallen. Ausgerechnet die Village People ... Nicht genug, dass man sich mit ihrer Jungmänner-Partyhymne herumplagen muss, nein, das Stück führt umgehend zu weiterer Gehirnaktivität: Wie setzen sich die Village People schon wieder zusammen? Da gibt es den Lederkerl, den Bauarbeiter, den Polizisten, den Matrosen und den Indianer. Oder hatten die gar keinen Matrosen mit dabei? Einen Cowboy vielleicht? Und ist eigentlich jemandem aufgefallen, dass die Band aus New Jersey mittlerweile als Sextett operiert, dem nun auch die Figur des Army-Sergeanten angehört?
Die Playlist bessert sich dann schlagartig mit dem Eintreffen der georderten Hopfenkaltschale, deren Inhalt gülden die Kehle durchgluckert. Jetzt steht ausschliesslich Wohlfühlmusik auf dem Programm – die synkopierte Selbstvergessenheit von Bob Marleys «Jammin'», der hautenge Falsett-Funk der Bee Gees und natürlich das grandiose «Faraway Eyes» von den Stones. Sowieso, Keith und Mick, die beiden haben das Schreiben von Wartesaal-Songs drauf wie sonst kaum jemand. «I'm not waiting on a lady, I'm just waiting on a friend», nölt Jagger. Und natürlich das Hohelied der Herumstehenden: «Time Is On My Side». Das passt prima zu einem Bier. Noch besser passt jedoch ein weiteres Bier. Nächste Runde, Village People, bitte übernehmen.

IN INDIEN ZUM BEISPIEL

Kilian ist von einer Weltreise zurück und glaubt, das Warten neu erfunden zu haben. Seine Schwester Lilian treibt ihm die Flausen aus, sie klärt ihren kleinen Bruder Kilian auf über die Wahrheit des Wartens. Ein Palaver.

VON ROLF BOSSART

K: Du Lilian. Ich bin endlich von meiner Weltreise zurückgekehrt.

L: Na toll, dann erzähl halt mal was.

K: Eigentlich ist alles immer nur Warten, Warten, Warten.

L: Ja richtig, man verpasst im Ausland dauernd die Verkehrsmittel, immer ist alles schon abgefahren, immer bist du der einzige Löli, der den imaginären Fahrplan nicht weiss, der wartet, wo nichts kommt, der bereits weggegangen ist, wenn doch noch was kommt.

K: Aber das ist es nicht. Ich warte gerne, ich reise, um zu warten.

L: Jaja ich weiss schon. Dieses Sich-treiben-Lassen mit dem Strom der Zeit, dieses Sich-Einreihen in den Groove, ins Roadmovie, «Go West!» und die ganze Kino-Landstrasse-Scheisse. Du kiffst dir die Birne voll und glaubst auf den Punkt zu kommen, aber du philosophierst nur. Da wird Warten zur absoluten Verhinderung von Erfahrung. Früher kam man sprachlos aus dem Krieg, heute kehrt man stumm von der Weltreise zurück.

K: Das ist irgendwie komisch, du wartest die ganze Zeit. Nicht nur beim Reisen, auch beim Scheissen und sonst wo, und denkst dir, da ist alles offen, weisst aber nicht, was kommt, und das gefällt dir, und du sagst dir: «Geniess es, Junge ...»

L: So ein Kitsch: Zu sich selber sagen, man soll was geniessen, sich den Genuss befehlen. Genuss ist Lust, und Lust ist Trieb, das heisst Lebensantrieb. So was kommt von selbst, das braucht keine Aufforderung. Und wenn du beim Warten zu dir sagst: «Geniess es!», dann ist das pervers, denn Warten ist ja nichts anderes als Triebaufschub, also Verhinderung von

Genuss. Das siehst du bei den Goofen, die wollen immer dies und das und immer heisst es nur: «Du muesch warte.»

K: Also da sag ich mir: «Geniess jetzt das Warten. Nimms als Zwischenphase, als Schwebezustand, bis es dann kommt, bis irgendwas eintrifft, bis da was fixiert wird.» Und so geniesse ich dies und das. Aber da bleibt nichts hängen, die Details verschwimmen, die Events verschwinden, fast wie die Witze, die ich mir immer vergeblich merke. Das ist doch komisch, du glaubst die ganze Zukunft sei offen, und gleichzeitig vergisst du laufend, was gewesen ist.

L: Dann hör doch auf zu warten.

K: Und dann, dann hab ich vielleicht Gegenwart, aber keine Zukunft mehr. Nein, man muss das Warten wieder lernen, sich nicht alles sofort leisten, sich wieder wartend auf etwas freuen.

L: Nur das nicht! Verzicht und Gelassenheit waren schon immer vor allem Vorübungen für Gehorsam und Gefügigkeit. Dem Bert Brecht zum Beispiel hat das Warten gar nicht gepasst: «Ich sitze am Strassenrand, der Fahrer wechselt das Rad. Ich bin nicht gern, wo ich herkomme. Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre. Warum sehe ich den Radwechsel mit Ungeduld?»

K: Das ist es genau. Diese Ungeduld, auch der Schweizer. Dauernd auf Achse. Da gibt's eben Radbrüche, um dich zu zwingen zu dir zu kommen, zu warten, bis deine Seele wieder bei dir ist. Ein uralter Chinese wurde einmal nach dem Grund seiner Gesundheit gefragt...

L: Nun reichts aber mit Heftli-Esoterik.

K: Nein wirklich, die andern in der Welt, die können viel besser warten.

L: Dann sag halt, wie die warten, die anderen.

K: In England also, da bildet man diese berühmten Einerkolonnen. Warten ist dort eine disziplinierte Tätigkeit.

L: Disziplin, das ist ein wichtiges Stichwort fürs Warten. Warten, das ist oft nicht eine disziplinierte, sondern eine disziplinierende Tätigkeit. Nimm die Post. Niemand hat sich beklagt übers Warten da. Im Gegenteil, unterhaltsam war es, immer bei der Schlange anzustehen, die bestimmt am langsamsten vorwärts kam. Aber dann wurde im Namen der Sicherheit die gelbe Anstandslinie markiert, im Namen der Gerechtigkeit ein Laufgitter installiert und schliesslich im Namen der Effizienz das Nümmerlisystem eingeführt. Und seit da gibt's keine wartenden Menschen mehr, für eine Dienstleistung, auf die man als Bewohner der Stadt ein Anrecht hat, sondern nur Kunden, die während des Wartens Zeit haben, sich als Finanz-, Papeterie- und Süssigkeitskonsumenten zu betätigen. Weil nichts besser diszipliniert als die Verwandlung der Menschen in Konsumenten. Das ist die Utopie des Kapitalismus, niemanden warten zu lassen.

K: Aha und deshalb müssen die Wartenden überall verschwinden. Niemand darf warten, sonst wäre die Utopie gescheitert.

L: Nicht ganz. Es ist komplexer. Verschwinden müssen nicht die Wartenden, die werden gebraucht als Konsumenten oder als dauernde Abschreckung, wie man werden kann, wenn man nicht mitläuft. Verschwinden müssen stattdessen die Orte und Plätze, wo gewartet werden darf: die Bänkli und die Wartsäle. In Innsbruck haben sie vor kurzem eine gigantische Bahnhofshalle eröffnet, da gibt's ausser im Restaurant kein einziges Bänkli. Warten in der Öffentlichkeit ist bei uns jetzt ein Sicherheitsrisiko. Zirkulation und Bewegung lässt sich leichter kontrollieren. Das private Warten aber hat dagegen massiv zugenommen. Wir warten lange und oft vergeblich auf die Prüfung und Behandlung der Asyl-, der Sozialhilfe-, IV-, Rechtshilfe- und Stipendiengesuche, auf eine Antwort auf Bewerbungen, auf die Arbeitslosenunterstützung. Man spart viel Geld, indem man die Leute warten lässt.

K: Dann wäre wenigstens das öffentliche Warten richtig subversiv.

L: Im Moment schon. Zum Beispiel spontane Sit-ins am Bahnhofboden, wenn die Polizei patroulliert, oder auch Blockaden, um gewissen Herren das Warten beizubringen.

K: Auf andere Weise disziplinniert im Warten sind übrigens die Kubaner. «L'ultimo», das ist der letzte in einer wartenden Gruppe, und nach dem musst du fragen, wenn du neu dazukommst. Den merkst du dir dann und weisst, wann du dran kommst. Das ist eine Art persönliches Nümmerlisystem. Mit dem Vorteil, dass da immer alle zusammenhocken und schwatzen. Man merkt es oft einer Gruppe gar nicht an, ob die nebst dem Schwatzen auch noch warten. Das ist die Entdeckung der Langsamkeit. In Indien ist ...

L: Ja in Indien hast du sicher tagelang auf Busse gewartet und warst total fasziniert über das ganz andere Zeitverständnis, das die dort haben.

K: Woher willst du denn das wissen, warst du auch in Indien?

L: Nein, das sagen doch alle. Aber der Punkt ist nicht Indien oder sonst welche Verhältnisse, wo das, was den Touristen als Warteerlebnis so gefällt, für die Bevölkerung vor allem Perspektivlosigkeit bedeutet. Aber du Kilian, worauf wartest denn du jetzt gerade?

K: Ich warte schon seit Tagen auf Bescheid, ob die Alinghi-Segelschule in Miami für Oktober noch Plätze frei hat.

L: Yes, you get it! Genau darauf wollte ich hinaus. Die Blockade in den Köpfen muss endlich weg. Endlich muss raus, was nur dummes Warten auf all die kleinen Güter ist, damit wieder Platz da ist für das Grosse Gute, wie die Indianer sagen würden. Das kriegst du aber nicht mit Warten und so, sondern das heisst dann Erwartung. Dann nämlich, wenn sich Teilnahmslosigkeit verwandelt in Teilnahme, Stress in Tätigkeit, Anspannung in Spannung, Fremdbestimmung in Autonomie. – «In Erwartung sein, heisst, neues Leben zu gebären», sagen die Tibeter.

K: Wow, so was sagen die Indianer und die Tibeter?

L: Jaja, wenn sie gute Laune haben, sagen die manchmal solche Sachen. Die Kinder aber sagen: Ich kanns kaum noch erwarten. Und darauf antworten ihre Ostschweizer Väter meistens schlecht gelaunt: «Warts nur ab!»

Rolf Bossart, 1970, lebt als Theologe und Publizist in St.Gallen.

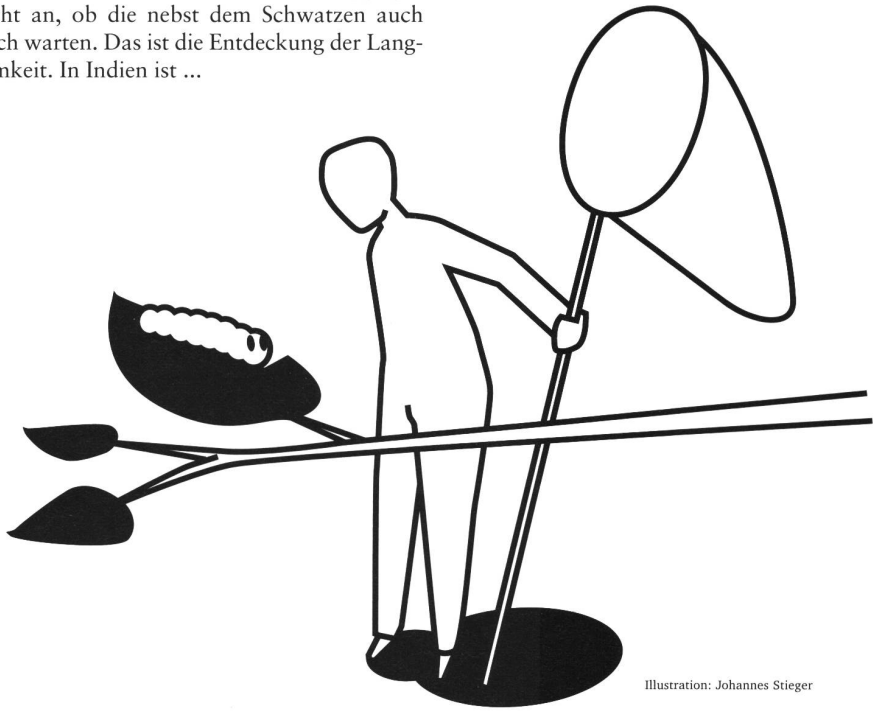
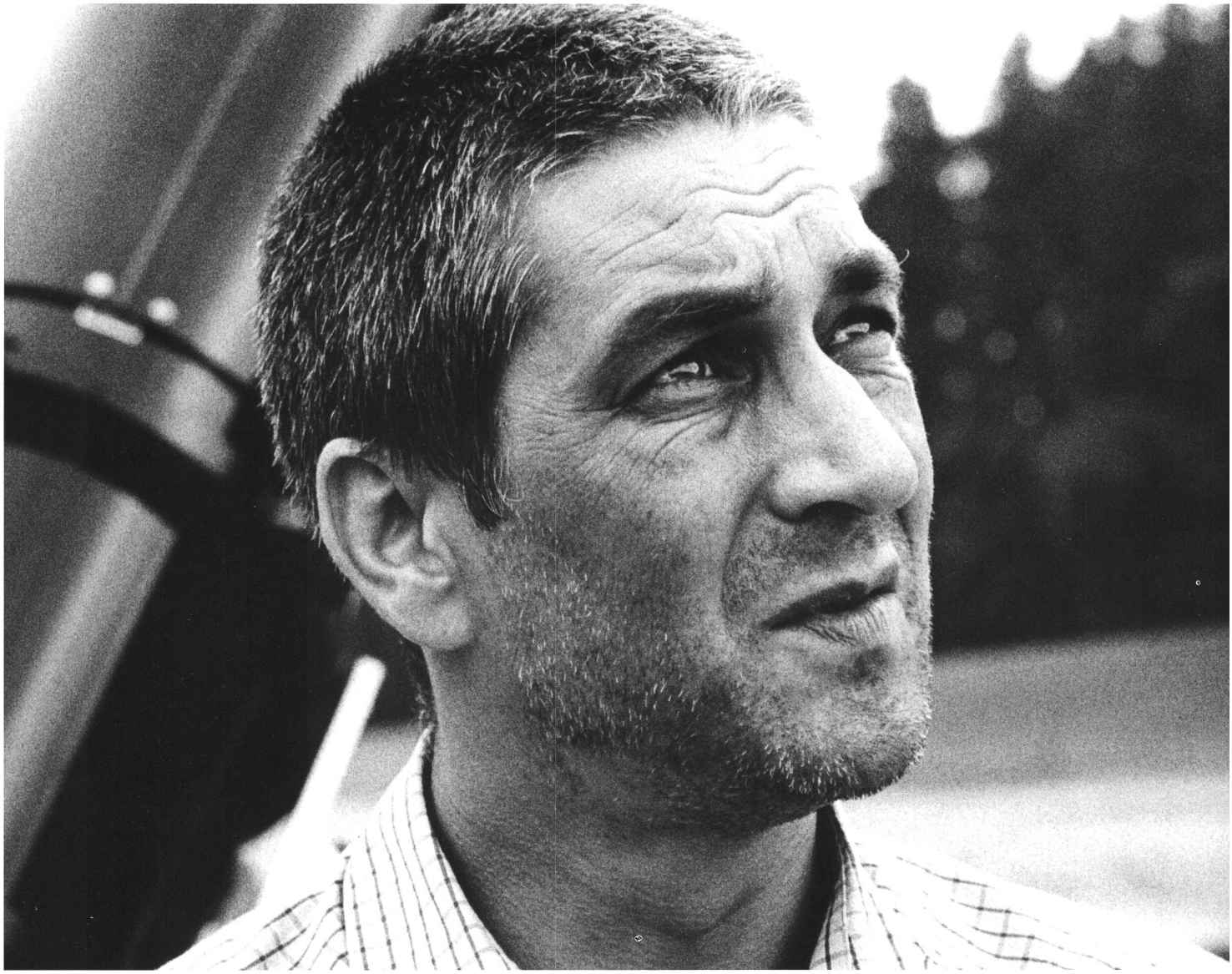


Illustration: Johannes Stieger



Bilder aus der Sternwarte des Vereins Antares, Gossau.
Franziska Messner-Rast

Keine Kuppel weit und breit. Nichts an der Holzhütte inmitten von Kuhweiden zwischen Gossau und Andwil weist auf eine Sternwarte hin. Eher würde man sie für einen Heuschopf oder landwirtschaftlichen Geräteschuppen halten. Und der Astronomiefachmann Men Schmidt könnte ein Biker sein, der nach dem Training sein Fahrrad hier einschliesst. Das Bild vom Forscher, der Tag und Nacht an seinen Rechnungen sitzt, der über jeden Stein stolpert, weil er immer in den Himmel schaut, verblasst. Braungebrannt und mit windschnittiger Sonnenbrille eilt er auf die Hütte zu.

Im Innenraum stehen drei Teleskope. Das grösste schiebt Schmidt in einer Schiene auf den Vorplatz hinaus. Gemeinsam mit seinem Freund Ewgeni Obreschkow, dem Rektor des Gymnasiums Friedberg, hat Schmidt vor sieben Jahren den astronomischen Verein ‚Antares' gegründet, in der Absicht diese Schul- und Volkssternwarte zu errichten. In einer schlichten Holzhütte, damit sie nicht zu sehr aus der Landschaft sticht. Der Verein zählt heute 135 Mitglieder, rund vierzig erforschen in der Warte regelmässig das Weltall. Den typischen Astronomen gebe es nicht, meint Schmidt. Die Antares-Mitglieder haben jedenfalls unterschiedliche Interessen und kommen aus ganz verschiedenen Berufsgattungen. Es gibt Kantonsschüler, Hausfrauen, Bauarbeiter, Bankangestellte und eine Primarlehrerin. «Wichtig ist eigentlich nur die Begeisterung für die Sache», sagt Schmidt, hält dann aber eine Weile inne und korrigiert sich: Geduld und Ausdauer brauche ein Astronom zwar schon.

Mondsüchtiger Junge

Schmidt war zwei Jahre alt, da entdeckte er den Mond. Jede klare Nacht setzte er sich vors Fenster und schaute zum Himmel hinauf. Der matte Schein zog ihn so stark an, dass sich seine Eltern nicht anders zu helfen wussten, als die Scheiben mit dicken Vorhängen zu ver-